

Zur Chronik des Ordens

Die restaurierte Kathedrale zu St. Gallen

Von Johannes Duft, St. Gallen

Vorbemerkung

Am Fest des Landes- und Diözesanpatrons St. Gallus (16. Oktober 1967) fand in einem feierlichen Gottesdienst die Wiedereröffnung der restaurierten Kathedrale zu St. Gallen statt. Das Pontifikalamt hielt Benno Kardinal Gut, wodurch die Beziehung zur benediktinischen Vergangenheit einen bewußten Ausdruck fand. Die Predigt hielt Diözesanbischof Dr. h. c. Josephus Hasler, der die Restaurierung seiner Kathedrale als Aufruf zur Erneuerung der Seelen interpretierte. Neben dem Apostolischen Nuntius in Bern, Erzbischof Ambrosius Marchioni, und dem schweizerischen Episkopat, sowie dem Bischof von Rottenburg und dem Weihbischof von Feldkirch waren die Äbte von Mariastein, Engelberg, Disentis, Muri-Gries und der Stiftsdekan von Einsiedeln, dazu die mit St. Gallen befreundeten Äbte von Ottobeuren, Weingarten und Wettingen-Mehrerau, ebenso Abt-Bischof Joachim Ammann aus Münsterschwarzach anwesend.

Die Kathedrale steht seit der Aufhebung des Stiftes im Eigentum des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen. Als Baubehörde wirkte der Kath. Administrationsrat unter Präsident Dr. Karl Eberle. Die hauptverantwortlichen Persönlichkeiten der Restaurierung waren Architekt Hans Burkard und die Bundesexperten Prof. Dr. A. A. Schmid und Dr. h. c. A. Knoepfli. Die Gesamtkosten der Restaurierung mit Einschluß der archäologischen Grabung und der statischen Sicherung betragen 10 Mio. Fr., wozu die Schweizerische Eidgenossenschaft aus dem Titel der Denkmalpflege 2,5 Mio Fr. und die Kath. Kirchgemeinde St. Gallen 2 Mio Fr. beitrugen.

Ein erster, vorläufiger Bericht von Prof. Dr. Alfred A. Schmid, Präsident der Eidgenössischen Kunstkommission, möge hier auf das nach sieben Jahren glücklich vollendete Werk hinweisen. Anschließend folgt eine kurze Zusammenstellung der Hauptdaten aus der Geschichte dieses Gotteshauses von Stiftsbibliothekar Prof. Dr. Johannes Duft.

Überlegungen der Denkmalpflege

Die Restaurierung der ehemaligen Stiftskirche und heutigen Kathedrale St. Gallen war zweifellos die umfangreichste Aufgabe, der sich die schweizerische Denkmalpflege bis heute gegenüber sah. Die erste Etappe liegt bereits Jahrzehnte zurück: das Äußere wurde 1928–1938 in die Kur genom-

men, wobei namentlich die Ersetzung der stark verwitterten Sandsteinskulpturen an der Ostfassade heikle Probleme aufwarf. In einer zweiten, 1961/62 durchgeführten Etappe mußte der Bau statisch gesichert werden. Namentlich die Kuppel hatte, ungenügend widerlagert, seit jeher Grund zu Sorge geboten, und schon im 18. Jahrhundert, also wenige Jahre nach ihrer Einwölbung, scheinen die ersten Schäden aufgetreten zu sein. Die dritte und letzte Etappe folgte in den Jahren 1962–1967. Sie galt der Restaurierung des Innern, in dem nach Möglichkeit die durch spätere Renovationen stark beeinträchtigte Substanz des 18. Jahrhunderts wieder zum Strahlen gebracht werden sollte. Einige nicht unwesentliche Korrekturen an der Erscheinung des Äußern, die in diesem Zusammenhang vorgenommen werden konnten, strebten das gleiche Ziel an.

Nach fünfjähriger Arbeit stehen wir nun am Abschluß dieser letzten Etappe und damit am Ende der Gesamtrestaurierung. Der Kirchenbesucher und der Kunstfreund erhalten einen Sakralraum zurückgeschenkt, der weit und breit seinesgleichen sucht und ohne Zögern mit dem Schönsten und Kostlichsten verglichen werden darf, was uns der abendländische Barock hinterlassen hat. Allerdings findet der Einheimische seine Kirche nicht mehr so, wie sie ihm von Jugend an bekannt war, und er wird sich an einiges erst gewöhnen müssen, was ihm heute noch ungewohnt vorkommt. Es mag deshalb am Platze sein, kurz an die Grundsätze zu erinnern, von denen sich die moderne Denkmalpflege ganz allgemein leiten läßt.

Der einzigartige Rang St. Gallens und sein weltweiter Ruf unter den Kunsthistorikern rühren zum guten Teil von der Tatsache her, daß hier während eines vollen Jahrtausends Kirche auf Kirche folgte und jede auf ihre Weise eine Spitzenleistung darstellte. Die hohe Kultur St. Gallens wird uns freilich so richtig erst bewußt, wenn wir auch an die Ausstattung dieser Kirchenbauten denken, die Bilder und Schnitzwerke, die Paramenten, Goldschmiedearbeiten und liturgischen Bücher, wovon selbst unter Einrechnung der kostbaren Manuskripte der Stiftsbibliothek nur Bruchstücke des einst Vorhandenen auf uns gekommen sind. Was wir aus der schriftlichen Überlieferung wissen, genügt zusammen mit dem Erhaltenen indessen, um uns eine Vorstellung vom einstigen Glanz und der Würde dieses Gotteshauses zu erlauben.

Jede richtige Restaurierung muß von den Gegebenheiten ausgehen, und das hieß in unserem Falle: von einem Bestand des 18. Jahrhunderts, der freilich stark gestört auf uns gekommen war. Unser erstes Anliegen war die Feststellung, in welchem Ausmaß unter den willkürlichen Eingriffen des 19. Jahrhunderts beispielsweise bei den Malereien die originale Substanz erhalten geblieben war, und ob sie gegebenenfalls zu neuem Leben erweckt werden konnte. Dabei mußte eine zusätzliche Erschwerung in Kauf genommen werden. Die St. Galler Kathedrale war als Mönchskirche geplant und gebaut worden; den Gottesdiensten des Konvents folgte ehemals aus dem Laienhaus nur eine verhältnismäßig spärliche Gemeinde. Heute ist die Mönchskirche Mittelpunkt eines Bistums und einer blühenden Pfarrei im Herzen der Stadt, deren liturgische Bedürfnisse, vollends nach dem II. Vati-

kanischen Konzil, mit der ursprünglichen Konzeption nicht leicht auf einen Nenner gebracht werden können. Das Funktionelle war also neben und noch vor dem Ästhetischen und Kunsthistorischen in Rechnung zu stellen. Dies bedingte Überlegungen grundsätzlicher Natur bis in Einzelfragen wie etwa die Wahl und Anordnung des Beleuchtungssystems. Da die Verwendung als Pfarrkirche aus praktischen Gründen — man denke an die ursprünglich nicht vorhandene Raumheizung — Eingriffe in die Infrastruktur erforderte, ließ sich angesichts der Bedeutung der Vorgängerbauten zudem auch eine gewissenhafte archäologische Untersuchung nicht umgehen.

Dies alles setzte das Zusammenwirken vieler und heterogener Kräfte voraus, von der Bauherrschaft, dem Architekten und den Bundesexperten bis zu den ausführenden Künstlern und Handwerkern. Daß die Restaurierung als Ganzes glänzend gelungen ist, stellt ihrer aller Bereitschaft, sich hinter das gemeinsame Werk zu stellen, das beste Zeugnis aus. Der Bau hat recht und restauriert sich im Grunde selber, behaupten axiomatisch die Denkmalpfleger; aber es bedarf zur Eruiierung des ursprünglichen Tatbestandes unter mancherlei Verunechtung doch der helfenden Hand der Kundigen und Erfahrenen, und um ihre Erkenntnisse und theoretischen Forderungen in die Tat umzusetzen, ist wiederum die Bereitschaft und Zustimmung der Bauherrschaft vonnöten. Aus solchem Kräftespiel ergeben sich notgedrungen Reibungen; es wäre falsch, sie nachträglich verharmlosen zu wollen. Daß es gelungen ist, sie jeweils zu schlichten, ohne daß der Bau darunter leiden mußte, und daß der Denkmalpflege kein Verzicht auf wesentliche und berechtigte Forderungen zugemutet wurde, daß endlich in den unumgänglichen, weil in der Sache selbst liegenden Auseinandersetzungen das Ganze, das Gesamtwerk im Sinne des Barocks nie zu kurz kam, darf die Beteiligten mit Freude und Stolz erfüllen.

Der Denkmalpfleger kann für sich in Anspruch nehmen, daß bis heute keine Restaurierung in der Schweiz mit derartiger wissenschaftlicher Präzision und unter ähnlich weitgehendem Einsatz neuer Forschungs- und Untersuchungsmethoden vorbereitet und durchgeführt worden ist. Der Besucher, der heute diesen ebenso feierlichen wie festlich-heiteren Kirchenraum betritt und sich, unter der zentralen Kuppel stehend, dem sinnlichen Erlebnis von Raum und Zier hingibt, darf des Ergebnisses gewiß sein: Er hat tatsächlich, soweit dies menschenmöglich ist, die originale Orchestrierung dieser großartigen Schöpfung vor Augen, so wie das 18. Jahrhundert die Instrumente gestimmt hat. Daß es gelang, die ganze einstige Klangfülle wieder ins Leben zurückzurufen, grenzt an ein Wunder.

Alfred A. Schmid

Daten und Namen aus der Baugeschichte

Vor dem Barockbau

Um 612 Zelle und Bethaus des hl. Gallus

Um 719 Kirche und Konventbau des hl. Otmar

Um 820 Karolingischer Klosterplan (in der Stiftsbibliothek)

- 830–837 Karolingischer Münsterbau (Abt Gozbert)
 867 St. Otmars-Kirche am westlichen Ende, St. Michaels-Kapelle zwischen
 Münster und St. Otmar (Abt Grimalt)
 937 Brand und Wiederaufbau
 Um 980 Krypta unter der St. Otmars-Kirche (Abt Ymmo)
 1215 Glockenturm (Abt Ulrich VI. von Sax)
 1314 und 1418 Brände und notdürftige Wiederherstellungen
 1439–83 Gotischer Chor (Äbte Eglolf Blarer und Ulrich VIII. Rösch)
 1529 Bildersturm, seit 1532 Wiederherstellungen (Abt Diethelm Blarer von
 Wartensee)
 1623–28 Umbau des Schiffes, Neubau von St. Otmar (Abt Bernhard Müller)

Der Barockbau

- 1749 Baubeschluß (Abt Cölestin II. Gugger von Staudach)
 1750–60 Neubau und Ausstattung der Rotunde und des Langhauses mit
 der St. Otmars-Apsis
 1761–66 Neubau und Ausstattung des Chores mit der Doppelturmfassade
 1773 Sicherung der Kuppel
 1805 Aufhebung des Stiftes durch den Großen Rat des Kantons St. Gallen,
 Stiftskirche wird „Katholische kantonale Hauptkirche“
 1808–10 Einbau des Hochaltars und der Orgelempore
 1819–24 Übermalung der Deckengemälde im Chor (neuestens wieder ent-
 fernt)
 1823 Erhebung zur bischöflichen Kathedrale (Doppelbistum Chur-St. Gallen)
 1841–46 Renovierung der Turmfassade
 1847 Errichtung des Bistums St. Gallen, Weihe des ersten Bischofs Johann
 Peter Mirer
 1866–67 Renovierung des Innenraumes mit neuer Farbgebung (neuestens
 wieder entfernt)
 1867 Konsekration der Kathedrale durch Bischof Karl Johann Greith
 1928–38 Außenrenovation
 1961–62 Statische Sicherung
 1962–67 Innenrestauration

Barocke Baumeister und Künstler

- Originalpläne im Stiftsarchiv von Br. Caspar Moosbrugger, Johann Caspar
 Bagnato, Peter Thumb, Johann Michael Beer von Bleichten (?), Johann
 Michael Beer von Bildstein, Br. Gabriel Loser
 Originalmodell in der Stiftsbibliothek von Br. Gabriel Loser
 Baumeister: Peter Thumb (für Rotunde und Langhaus), Johann Michael
 Beer von Bildstein mit Johann Ferdinand Beer (für Chor und Turm-
 fassade)
 Leiter der Ausstattung in Rotunde und Langhaus: Christian Wenzinger;
 Mitarbeiter: Maler Josef Wannemacher, Stukkatoren Johann Georg
 und Matthias Gigl

Künstler im Chor: Maler J. Wannenmacher, Stukkatoren Gebr. Gigl
 Bildhauer in Stein (Turmfassade) und Holz (Chorgestühl, Beichtstühle):
 Josef Anton Feuchtmayer mit Johann Georg und Franz Dirr; Intarsien
 von Br. Gabriel Loser
 Altarbauer: Fidel Sporer (Stuckmarmoraltäre), J. A. Feuchtmayer (Chor-
 pfeileraltäre), Josef Simon Moosbrugger (klassizistischer Hochaltar)
 Orgelbauer: Victor Ferdinand und Joseph Bossart (barocke Chororgeln
 1768–70), Th. Kuhn AG (neue Emporenorgel 1967/68).

Neueste Literatur

Allgemein: Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen.
 Bd. III: Das Stift. (= Die Kunstdenkmäler der Schweiz, 45. Bd.). Verlag
 Birkhäuser, Basel, 1961. 392 S., 332 Abb. — Paul-Henry Boerlin, die Stifts-
 kirche St. Gallen, Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Barockarchitektur.
 Verlag Francke, Bern, 1964. 213 S., 60 Abb. — Adolf Reinle, Die entschei-
 denden Vorprojekte der barocken St. Galler Stiftskirche. In Zeitschrift für
 schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 24, Basel 1965/66, S. 1–15.
 Während der Restaurierung: Aufsätze von Suso Braun O.S.B., Albert
 Knoepfli, Johannes Duft, Alfred A. Schmid und Hans-Rudolf Sennhauser in
 „Restauration und Renovation im Kirchenbau“ (= Festschrift Hans Bur-
 kard). Verlag Cavelti, Gossau SG, 1965. 154 S., ill. — Albert Knoepfli, Die
 Kathedrale von St. Gallen und ihre Innenrestaurierung. In „Montfort“,
 18. Jg., Dornbirn 1966, S. 156–185.

Nach der Restaurierung: Johannes Duft, Die restaurierte Kathedrale St.
 Gallen (Zwei Sonderdrucke). Buchdruckerei Ostschweiz, St. Gallen, 1967.
 16 S., ill. — Pius Rast und Hermann Bauer, Die Stiftskirche St. Gallen (Bild-
 band). Verlag Leobuchhandlung, St. Gallen, 1967. 15 S., 68 Tafeln. — Josef
 Grünenfelder und Albert Knoepfli, Kathedrale St. Gallen (Kunstführer).
 Verlag Kath. Administration, St. Gallen, 1967. 16 S., ill. — Kathedrale St.
 Gallen. Gallus-Kunstführer in Bild und Ton (illustriertes Textheft und
 Schallplatte). Verlag Gallus-Tonstudio, St. Gallen, 1967.

In Memoriam

Dr. P. CÄCILIUS BOGNAR OSB

Dr. P. Cäcilius Bognar wurde in der westungarischen Gemeinde Csepreg im Jahre 1883 geboren. 1899 trat er in den Benediktiner-Orden in Pannonhalma ein, 1906 folgte das feierliche Gelübde und in demselben Jahr die Priesterweihe. Von 1906 bis 1937 lehrte er Mathematik und Physik in den verschiedenen Gymnasien des Ordens, seit 1926 prälegierte er auch Philosophie an der Budapester staatlichen Universität. Im Jahr 1937 wurde er ö. o. Professor der Philosophie an der staatlichen Universität zu Szeged. 1950 begab er sich in den Ruhestand und seit dem verbrachte er sein Leben in Pannonhalma. In den letzten Monaten seines Lebens litt er an einer schweren Krankheit, doch Cäcilius Bognar ertrug mit Geduld die Leiden und erwartete vollständig vorbereitet den Tod. Er überschritt am 28. Juni 1967 sozusagen mit heiterer Ruhe die Schwelle der Ewigkeit.

Das arbeitsame Mönchsleben Dr. P. Cäcilius Bognar's könnte man mit einem Satz charakterisieren: er förderte die christliche Kultur und verbreitete die Wissenschaft in den Kreisen der Jugend und der breiten Öffentlichkeit. Sein außerordentlich lebendiger Geist entdeckte immer mit sicherem Blick das Wissensgebiet, das in der sich revolutionär umwandelnden Wissenschaft bei der künftigen Entwicklung die größte Bedeutung einnehmen wird. In derartigen Gebieten trachtete er danach, tiefere Erkenntnis zu erwerben, dann begann er die selbständige Forschung und endlich war er bestrebt, die Ergebnisse auch in populärer Form zu publizieren, damit das katholische Publikum sich weltanschaulich richtig orientieren kann.

In seinen jüngeren Jahren beschäftigte er sich hauptsächlich mit den Problemen der Erkenntnistheorie: er forschte nach den erkenntnistheoretischen Beziehungen der modernen Physik. Darüber dissertierte er als Doktorandus und prälegierte später als Privatdozent an der Budapester Universität. Nach den 20er Jahren aber entfernte er sich allmählich von den Naturwissenschaften und wandte sich immer mehr den Problemen des menschlichen Geistes zu. Aus seiner 1924 erschienenen Werttheorie ist klar zu sehen, daß sein eigentliches Arbeitsgebiet die Psychologie ist. Er baut zwar sein werttheoretisches System im Geiste Aristoteles' und des heiligen Thomas auf die Grundbegriffe des Wahren — Schönen — Guten auf, die Wertschätzung aber wird schon vollständig nach der Anschauung der modernen Psychologie dargelegt. — In wissenschaftlicher Hinsicht ist das hervorragendste Werk P. Cäcilius Bognar's die im Jahr 1935 erschienene Psychologie. In der Zeit, als er an seinem Werk arbeitete, standen die neuen Theorien der Psychologie noch in heftigen Kämpfen einander gegenüber. Die große Syn-

these ist noch nicht zustande gekommen, so daß K. Bühler mit Recht von einer Krise der Psychologie reden konnte. (*Die Krise der Psychologie* 1927.) P. Cäcilus Bognar bewahrte in seinem Werk alle dauerhaften Werte der klassischen Psychologie, hat aber auch die Erfolge der neuesten Forschungen angewandt, ja sogar seine eigenen Feststellungen kamen zu Wort. Zugleich versuchte er — nach den Ideen Fröbes und Lindworskys — auf die großen und umfassenden Zusammenhänge hinzuweisen. Das Buch hatte in weltanschaulicher Hinsicht eine bedeutende klärende Rolle in der Zeit, da die von A. Lange — ursprünglich aus methodologischen Standpunkt — ausgesprochene Parole: „Psychologie ohne Seele“, fast zum weltanschaulichen Bekenntnis wurde.

Als hervorragende erzieherische Persönlichkeit erweist sich P. Cäcilus Bognar in seinem erfolgreichsten Buch: „Wir und die Anderen.“ (Binnen kurzer Zeit sind davon drei Auflagen erschienen.) Ungezwungen plaudernd legt er seinen Lesern die psychologischen Grundlagen der richtigen Lebensgestaltung dar und zeigt den Weg zur Erkenntnis unser selbst und anderer. Er benützt die Ergebnisse der modernen Psychologie um uns zu lehren, wie wir unser eigenes Leben schön gestalten und wie wir die höchsten Normen der Moralität im Umgang mit anderen geltend machen können. Das Buch behandelt ohne wissenschaftlichen Apparat die größten Entdeckungen der modernen Psychologie und ohne zu predigen zeigt es uns in suggestiver Form die Übung der christlichen Moralität, die der sicherste Weg zum glücklichen Leben ist.

Die erzieherische und die christliche Wissenschaft popularisierende Tätigkeit P. Cäcilus Bognar's entfaltet sich in ganzer Breite in seinen kleineren Artikeln. Die mehr als 100 Artikel, welche er in verschiedenen Zeitschriften publizierte, geben uns einen interessanten Überblick von der Lebendigkeit seines Geistes, von der mächtigen, in seinem langen und reichen Leben verrichteten Arbeit. Nur einige sollen erwähnt werden: in der „*Katolikus Szemle*“ (der führenden Zeitschrift der katholischen Intelligenz) redigierte er und schrieb meistens selbst mehrere Jahre hindurch die naturwissenschaftliche Umschau. — In den lebendigsten Entwicklungsjahren der modernen Physik schrieb er zahlreiche Artikel über die erkenntnistheoretischen Beziehungen der physikalischen Grundbegriffe und Fundamentalsätze. — Aus den Teilfragen der Werttheorie beschäftigte er sich hauptsächlich mit den ästhetischen Werten. Sehr bezeichnend ist es, daß die Filmästhetik ihn sehr früh interessierte: schon 1915 publizierte er darüber einen Artikel: in einer Zeit, da in der Weltliteratur davon noch kaum etwas geschrieben wurde. — Sein eigentliches Arbeitsgebiet war aber die Psychologie, insbesondere die Psychologie des Kindes. Seine selbständigen Studien erschienen in wissenschaftlichen Fachzeitschriften und in den periodischen Auflagen des Psychologischen Instituts der Budapester Universität, aber man konnte auch in den für breitere Leserkreise bestimmten Zeitschriften häufig psychologische Abhandlungen von ihm lesen. Neben der Kinderpsychologie beschäftigte er sich auch mit den wichtigsten Fragen der Eltern- und Erzieherpsychologie. Besonders wertvoll sind seine psycho-hygienischen Beiträge —

von demselben Thema hat er auch im ungarischen Rundfunk mehrere Vorträge gehalten.

Sein vielseitiges, reiches Geistesleben äußert sich sehr liebenswürdig in seinen belletristischen Werken, die meistens pseudonym erschienen sind. Auch in diesen erweist sich sein katholischer Erziehergeist. Sein letzter in Druck erschienener Artikel — im katholischen Wochenblatt „Uj Ember“ März 1965 — war eine poetische Betrachtung. Er spricht, in symbolischer Form, vom Tode, als dem Ende eines gut verwendeten Lebens und dem Beginn einer glücklicheren Welt.

Gott belohne seinen treuen Diener mit dem ewigen Schauen dieser glücklicheren Welt. R. i. p.

Dr. P. BARNABAS HOLENDA OSB

Dr. P. Barnabas Holenda ist in der kleinen westungarischen Gemeinde Kam im Jahr 1896 geboren. 1914 ist er in den Benediktiner-Orden von Pannonhalma eingetreten: 1919 legte er das feierliche Gelübde ab und in demselben Jahr erhielt er die Priesterweihe. Als Professor der Mathematik und Physik lehrte er von 1919 bis 1924 an mehreren Gymnasien des Ordens, von 1924 bis 1939 war er Professor der theoretischen Physik an der Pädagogischen Hochschule zu Pannonhalma. Durch Ernennung des Erzabtes wurde er dann Gymnasialdirektor in Győr und hier diente er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1963. Die Zeit seines Ruhestandes verbrachte er in Pannonhalma. Am 27. Februar 1967 ist er gestorben.

Dr. P. Barnabas Holenda war sein ganzes Leben hindurch ein demütiger Mönch, er suchte nur Gott allein in Arbeit und Gebet, auch dann, wenn er sich in seiner stillen Zelle mit den Problemen der theoretischen Physik beschäftigte. Sein Name wurde bald in den wissenschaftlichen Kreisen Ungarns gut bekannt, er selbst aber strebte nie nach einer äußeren Anerkennung, hat keine Auszeichnung angenommen. Auch eine ehrenvolle Ordenswürde, die seine Ordensbrüder ihm anvertrauen wollten, hat er bescheiden abgelehnt.

Er liebte die Schule. Auch in dem Gymnasium unterrichtete er gerne, auch den Lehrstoff der Mittelschule konnte er mit Begeisterung vortragen und scheute keine Mühe, auch seine schwächsten Schüler damit vertraut zu machen. Als Gymnasialdirektor war er vorbildlich in der Gewissenhaftigkeit, pünktlich auch im kleinsten. Es konnte nichts in der Schule geschehen, was seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre. Doch dem Herzen nach liebte er am meisten die Einsamkeit, die stille Zurückgezogenheit, in der er sich mit den theoretisch-physikalischen Studien beschäftigen konnte. Darum sprach ihm bestens das Professorat an der Hochschule von Pannonhalma zu. Hier fühlte er sich ganz zu Hause.

Zwischen den zwei Weltkriegen studierten die Alumnus des ungarischen Benediktiner-Ordens nicht nur Philosophie und Theologie an der Hochschule zu Pannonhalma, sondern auch die Vorbereitung zum Lehrberuf hat

hier stattgefunden. Die in Pannonhalma absolvierten Semester wurden mit den Semestern der staatlichen Universitäten gleichwertig anerkannt. Die Alumnen des Ordens hatten das Recht, nach der Absolvierung in Pannonhalma durch ein Staatsexamen das Professorendiplom und das Doktorat zu erwerben.

P. Barnabas Holenda war 14 Jahre hindurch Hochschulprofessor in einer Zeit, in der sich bei der Physik eine revolutionäre Umgestaltung vollzogen hat. Bei solchen Umständen mußte der Professor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten Herr werden. Die geltenden Vorschriften verlangten noch meistens die Kenntnisse der alten Physik, die Evolution aber wies schon auf neue Richtlinien hin. P. Barnabas Holenda konnte dennoch mit seiner großen wissenschaftlichen Rüstung und begeisterten Professorenarbeit erreichen, daß die Studenten nicht nur den amtlichen Anforderungen gerecht wurden, sondern sich auch die neue Mentalität aneignen konnten.

Neben seiner Professorentätigkeit hatte er auch Zeit gefunden, aus seinen geistigen Schätzen nicht nur den Schülern, sondern auch andern etwas zukommen zu lassen. In den wissenschaftlichen und Fachzeitschriften ließ er zahlreiche Artikel erscheinen, die den Fachleuten Orientierung über die neuesten Resultate der Physik und deren philosophischen Bedeutung ermittelten.

Doch das größte Ergebnis der Tätigkeit P. Barnabas Holenda's, ja sein eigentliches Lebenswerk war die klare Darstellung des Weltbildes der modernen Physik und dessen weltanschauliche Bedeutung für das katholische Publikum Ungarns.

Heutzutage finden wir es schon ganz selbstverständlich, daß zwischen den Naturwissenschaften und dem Glauben kein Widerspruch vorhanden ist. Zugleich wissen wir auch, obwohl die Wissenschaft einem zum Glauben helfen kann, daß sie die Glaubenswahrheiten doch nicht beweisen kann. Es war aber nicht immer so. Um die Jahrhundertwende herrschte die mechanisch-materialistische Anschauung fast allgemein, die in ihrer extrem deterministischen Auffassung weder von einem übernatürlichen Eingreifen in die Welt, noch von der menschlichen Willensfreiheit etwas wissen wollte. Nach der allgemeinen Anerkennung der modernen physikalischen Ansichten — es geschah um die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts — machte sich die entgegengesetzte Auffassung geltend: etliche Apologeten vertraten den Standpunkt, daß die Naturwissenschaften die Glaubenswahrheiten sozusagen beweisen. Zu solchen Folgerungen gelangten meistens diejenigen, die ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse nur von zweiter oder dritter Hand erworben hatten.

Diesen gegenüber hat P. Barnabas Holenda, der nicht nur ein hervorragender Fachmann der Mathematik und theoretischen Physik, sondern zugleich gut gebildeter Theologe und Philosoph war, die wissenschaftlichen Behauptungen von Anfang an richtig bewertet und er konnte aus ihnen mit ernster Kritik die richtigen Schlußfolgerungen ziehen. Damit hat er entscheidend beigetragen, daß sich die Katholiken in Ungarn in den weltanschaulichen Fragen der Naturwissenschaft ein richtiges Urteil bilden konnten.

In seinen naturphilosophischen Forschungen war P. Barnabas Holenda's Vorbild der tiefgläubige I. Newton, dessen Beispiel folgend forschte er nach den Spuren des Geistes in der Welt und folgerte aus der Schöpfung den Schöpfer. In den ungarischen katholischen Zeitschriften — in der „Katolikus Szemle“, „Pannonhalmi Szemle“ und später in der „Vigilia“ — sind sehr oft von ihm derartige Abhandlungen erschienen. Er polemisierte nie, widerlegte nicht die gegensätzlichen Behauptungen, sondern stellte nur mit strenger Objektivität die verschiedenen Meinungen einander gegenüber. Hiemit ergab sich sozusagen von selbst die Schlußfolgerung: „Die Wissenschaft ist zur Annahme eines über der Materie stehenden geistigen Wesens gezwungen und die in der Welt wahrnehmbare Ordnung weist auf einen höchsten Ordner hin.“ P. Barnabas Holenda will mit alledem nicht behaupten, daß die moderne Physik die Existenz Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele bewiesen hat. Als Gläubiger bekennt er diese Glaubenswahrheiten, als Gelehrter aber sagt er mit ehrwürdiger Zurückhaltung nur das: „Es besteht zwischen der Wissenschaft und dem christlichen Glauben kein Widerspruch.“ Und noch dazu: „Die Ergebnisse der modernen Physik erleichtern einem Gott näher zu kommen, zum Glauben aber ist auch etwas anderes notwendig. Wie das Dogma unserer katholischen Religion erklärt: Der Glaubensakt kommt mit der Hilfe der göttlichen Gnade zustande — und zwar in allen seinen Momenten“.

P. Barnabas Holenda suchte Gott sein ganzes Leben hindurch. Je mehr er aber sich in die Wissenschaft und das Gebet vertiefte, um so mehr sehnte er sich nach dem großen Treffen mit Ihm. Er hat sich auch bewußt darauf vorbereitet. Hievon reden mit überzeugender Klarheit seine hinterlassenen Notizen, am schönsten ein Zitat aus einem Brief des hervorragenden Physikers Farady: „Dankbar bin ich, daß, wenn meine Kräfte und die Dinge dieser Welt mich verlassen, noch die Hoffnung bleibt, so der Tod mir nicht Furcht, sondern Trost anbietet . . .“

Vor dem Tode fürchtete er sich wahrhaft nicht. In Stille verbrachte er das Leben, in Stille — fast unbemerkt — ist die Stunde seines Absterbens angekommen. Das Vergängliche vertauschte er mit der Ewigkeit und der Suchende hat Gott auf immer gefunden. R. i. p.

Pannonhalma

Kamillus Borbély OSB